

dtv

Friedrich Torberg  
Die Tante Jolesch



# Friedrich Torberg

## Die Tante Jolesch

oder  
Der Untergang des Abendlandes  
in Anekdoten

Friedrich Torberg war wohl einer der letzten, der aus eigener Erinnerung die Atmosphäre des ehemals habsburgischen Kulturkreises und die Welt der Bohème in Budapest, Prag und Wien so intensiv zu beschwören vermochte. Franz Molnár, Egon Erwin Kisch, Anton Kuh, Egon Friedell und Alfred Polgar – hier werden sie alle wieder lebendig. Aber mehr noch kommen die Unbekannten zu Wort: der zerstreute Religionslehrer Grün, der geistreiche Rechtsanwalt Sperber, die Redakteure des legendären ›Prager Tagblatts‹ und natürlich die Tante Jolesch, die den Lauf der Welt auf ihre Weise kommentiert. – »Ein nobles, schönes, lustiges, trauriges Buch. Eine kleine Recherche der verlorenen Zeit, das Panorama einer gewitzten und geistesgegenwärtigen Menschlichkeit.« (Dieter Hildebrandt in der ›Zeit‹)

*Friedrich Torberg* (eigentlich F. Kantor-Berg) wurde am 16. September 1908 als Sohn jüdischer Eltern aus Prag in Wien geboren. 1921 mußte er mit diesen nach Prag zurückkehren. Nach kurzem Jurastudium wurde er Journalist und Schriftsteller. 1936 erfolgte das Verbot seiner Schriften; 1938 emigrierte er in die Schweiz, später floh er aus Frankreich nach Amerika. 1951 kehrte er nach Wien zurück, wo er am 10. November 1979 starb.

dtv

Von Friedrich Torberg  
ist bei dtv außerdem lieferbar:  
Der Schüler Gerber (884)  
Mein ist die Rache (13686)

*Für Milan Dubrovic,  
den Freund noch von damals her*

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



27., neu durchgesehene Auflage November 2004  
40. Auflage 2020  
1977 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der  
Albert Langen · Georg Müller Verlag GmbH,  
München · Wien  
© 1975 Friedrich Torberg  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: ›Modeschau‹ (1933) von Karl Hubbuch  
Gesetzt aus der Garamond 10/11,5  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-01266-9

## Inhalt

Zum Geleit .....	9
Die Tante Jolesch persönlich .....	14
Exkurs über die vielfältige Bedeutung des Wörtchens »was« .....	25
Von Onkeln, Neffen und Rabbinern .....	29
Von mürrischen Käuzen (nebst Personal) .....	41
Kulinarisches Zwischenspiel .....	56
Am Kartentisch .....	73
In der Sommerfrische .....	88
Die Prager Hierarchie .....	98
Mit Genuß und Belehrung gelesen .....	132
Redaktionelle Nachbemerkungen .....	148
Kaffeehaus ist überall .....	159
»Räuber, Mörder, Kindsverderber ...« .....	181
Alles (oder fast alles) über Franz Molnár .....	198
Der Kreis schließt sich .....	218
Epilog .....	235

## Anhang

Ein sentimentales Vorwort (1966) .....	259
Urbis Conditor – der Stadtzuckerbäcker (1958) .....	270
Sacher und Wider-Sacher (1961) .....	277
Traktat über das Wiener Kaffeehaus (1959) .....	284
Requiem für einen Oberkellner (1958) .....	296

## Die Prager Hierarchie

Es läge nahe, das Kapitel ›Prag‹, das sich jetzt anschließen soll, gleich mit dem ›Prager Tagblatt‹ zu beginnen. Wenn ich auf diesen zwanglos zu bewerkstelligenden Übergang dennoch verzichte, so deshalb, weil das ›Prager Tagblatt‹, die Gloriole all meiner mit Prag verbundenen Erinnerungen und Erfahrungen, den Gipfel meines ganzen in Prag verbrachten Lebensabschnitts darstellt – und am Gipfel kann man nicht gut anfangen; nicht einmal dann, ja dann erst recht nicht, wenn er sich auch in manch einer andern Hinsicht als solcher präsentiert, und wahrlich nicht nur mir. Für jenes Prag, das ich hier im Auge habe, für jenes seltsame Rassen- und Kultur-Konglomerat, dessen deutsch-jüdisches Überbleibsel aus den Zeiten der Monarchie sich immer noch darauf berufen durfte, eine von Namen wie Kafka, Rilke, Werfel, Brod und Meyrink getragene Literatur hervorgebracht zu haben, über eines der traditionsreichsten deutschen Theater zu verfügen und wohl auch auf wirtschaftlich-finanziellem Gebiet eine unverhältnismäßig bedeutende Rolle zu spielen – für dieses Prag war das ›Prager Tagblatt‹ so repräsentativ, daß es füglich selbst zu den Gipfelpunkten gerechnet werden darf, die es repräsentierte, und füglicher noch zu den Anhaltspunkten, von denen aus sich ein Bericht über Prag entfalten könnte.

Indessen möchte ich – im unverdrossenen, schon mehrmals gescheiterten Bemühen, meinen Reminiszenzen zu einer halbwegs geordneten Struktur zu verhelfen – doch lieber von einem der anderen (und nicht minder füglichen) Anhaltspunkte ausgehen, die sich bereits in früheren Kapiteln angeboten haben. Ich denke da vor allem an Frau Löwenthal, Prags prominente Gastgeberin, die im ›Kulinarischen Zwischenspiel‹ ruhmbeKränzt aufgetreten ist und mir schon dort Gelegenheit gab, auf die für Prag so überaus kennzeichnende Wechselbeziehung zwischen erstrangiger Küche und erst-

rangiger gesellschaftlicher Position hinzuweisen, auf die hierarchische Strenge, mit der die Prager Gesellschaft eingeteilt wurde oder sich einteilte, denn außerhalb ihrer selbst hatte das alles keine Geltung, und innerhalb hielt sie sich für so unanfechtbar »gut«, daß sie den andernorts üblichen Begriff der »guten Gesellschaft« erst gar nicht akzeptierte und es bei bloßer »Gesellschaft« bewenden ließ. Der hier gegebene wie der hier behandelte Raum, dessen kulturgeschichtlicher Hintergrund immer nur von flüchtigen Blink- und Streiflichtern angeleuchtet werden kann, verschließt sich einem gründlicheren Eingehen auf diese nur in Prag beheimatet gewesene Mischung von Qualität und Snobismus, von kritischem Anspruch und provinziellem Eigendünkel. Der Chronist bleibt auf beispielhafte Anekdoten angewiesen, was ja a priori in seiner Absicht lag; hält er doch Anekdoten seit jeher für schlüssiger und aufschlußreicher als langatmige Analysen.

So ließe sich für die prekär ausgewogene Hierarchie, die beispielsweise im Bankwesen herrschte, kein besserer Beleg finden als jenes Gespräch, das aus dem Café Savarin am Graben berichtet wird, wo sich alltäglich nach dem Mittagessen, um das Erscheinen der ›Abendzeitung‹ mit den Schlußkursen der Börse und den letzten Wirtschaftsnachrichten abzuwarten, die Prager Finanzgewaltigen zusammenfanden, die Präsidenten, Generaldirektoren und Prokuristen der großen Bankhäuser, *nur* der großen, denn die bescheidenen Privatbankiers, mochten sie sich noch so noblen und soliden Rufs erfreuen, hatten zu diesen Zusammenkünften keinen Zutritt und würden auf Befragen zweifellos erklärt haben, daß sie ihn gar nicht suchten.

Dort also, im Café Savarin, äußerte eines Nachmittags, während er seine Zigarre in Brand setzte, der als Aktienfachmann geltende Generaldirektor Winternitz von der Länderbank die nachlässig gemurmelten Worte:

»Trifailer wird man abstoßen müssen. Bevor sie fallen.«

»Woher wissen Sie das?« fragte ebenso beiläufig und kaum von der Zeitungslektüre aufblickend Herr Fanto, Pro-

kurist der Merkurbank, wobei er zweifellos erwartete, daß die Information seines Kollegen aus Spitzenregionen käme und nicht etwa aus einem privaten Kleinbetrieb.

»Der Popper von Seelig hat's mir gesagt«, antwortete Winternitz.

Da nun das Bankgeschäft Seelig tatsächlich zu jenen zählte, die von den Großen zwar als durchaus honorig angesehen wurden, dies jedoch über die Achsel, löste Winternitz's Antwort einige Überraschung aus.

Es war Generaldirektor Hecht von der Unionbank, der ihr Ausdruck verlieh:

»Was ist los?« fragte er indigniert. »Seelig hat *auch* schon einen Popper?«

Natürlich bedeutete »Popper« in diesem Zusammenhang keine Person, sondern die Chiffre für einen Aktionsradius, der einem Unternehmen von der geringen Bedeutung des Seelig'schen nicht zustand. Nach Herrn Hechts Auffassung hatte ein Bankgeschäft dieses Ranges offenbar nur aus dem Bankier zu bestehen.

Um eine konkrete Namens-Angelegenheit ging es im Fall des ehrgeizigen Bankbeamten Nelkenblum, der seinen Namen geändert haben wollte – wie das in jenen Jahren von den Inhabern ausgefallener oder komisch klingender und obendrein deklariert jüdischer Familiennamen häufig gewünscht wurde (meistens als Vorbereitung zur Taufe).

Herr Nelkenblum reichte also ein Gesuch um Namensänderung ein und wurde von der zuständigen Behörde aufgefordert, eine ausreichende Begründung für seinen Wunsch beizubringen.

Der Name Nelkenblum sei ihm in seiner Berufskarriere hinderlich, brachte Herr Nelkenblum bei. Das müßten seine Arbeitgeber bestätigen, antwortete die Behörde.

Herr Nelkenblum begab sich zu seinen Arbeitgebern in die Direktion der Prager Kommerzbank, trug ihnen sein Anliegen vor und verließ das Direktionszimmer mit einem Dokument des folgenden Wortlauts:

»Auf Wunsch von Herrn Bernhard Nelkenblum bestätigen wir gerne die Notwendigkeit der von ihm angestrebten Namensänderung, da sich der Name Nelkenblum auf ein berufliches Fortkommen nachteilig auswirken könnte. (Gezeichnet) Feilchenfeld, Generaldirektor. Rosenblatt, Prokurist.«

Dazu gibt es eine Art Gegengeschichte, berichtet vom selben Gewährsmann, meinem schon mehrmals dankbar zitierten Freund Viktor von Kahler.

Der Sohn einer angesehenen Innsbrucker Familie, Jakob Tschurtschenthaler, hatte sich bereits in jungen Jahren als mathematisches und Finanz-Genie zu erkennen gegeben und schien unausweichlich für eine Karriere im Bankwesen prädestiniert. Sie wurde ihm von befreundeter Prager Seite auch prompt angeboten und durch lockende Bedingungen, zu denen u. a. eine Einladung nach Prag gehörte, noch attraktiver gemacht.

Tschurtschenthaler sah sich ein paar Tage lang in Prag um, entschied sich für die Annahme des Offerts und reichte an Ort und Stelle ein Gesuch um Namensänderung ein. Er befürchtete, daß man einen Tschurtschenthaler in Prags Finanzkreisen nicht ernst nehmen würde. Fortan wollte er Taussig heißen.

An der Spitze der Prager Geldhierarchie stand unumstritten die Familie Plessnik. Sie hieß in Wahrheit anders, aber da es nicht nur eine sehr reiche, sondern auch sehr empfindliche Familie war, möchte ich mit ihren nach Übersee emigrierten Nachkommen um keinen Preis (den ich im Ernstfall nicht bezahlen könnte) in Konflikt geraten – wer weiß, vielleicht nähmen sie Anstoß an einer der Anekdoten, die sich um ihren Namen ranken, um ihren fast schon legendären Reichtum, der auf einem der großen Prager Bankhäuser und auf einem führenden Anteil an der Kohlenindustrie des Landes beruhte. Er wurde ihnen nicht geneidet, im Gegenteil, man war in Prag eher stolz auf die Plessniks, ähnlich wie in

Frankfurt auf die Rothschilds, man gönnte ihnen das Geld und man gönnte ihnen – aber da wird wohl am besten eine Anekdote herhalten.

Sie spielt gleich vielen anderen informativen Prager Geschichten auf dem Graben, beim sonntäglichen Mittagkaffee, zwischen einem alteingesessenen Prager und seinem von auswärts zu Besuch gekommenen Freund, den er über die ihnen begehrenden Persönlichkeiten (wie über alles sonst noch Wissenswerte) ins Bild setzt. Plötzlich bleibt er stehen und deutet auf die gegenüberliegende Straßenseite:

»Schau – dort drüben gehen die beiden Plessnik-Töchter!«

Alteingesessen wie er ist, weiß er natürlich über die konkurrenzlose Häßlichkeit der beiden Erbinnen Bescheid. Der Fremdling weiß es nicht, will sich die unverhoffte Chance, zwei derart millionenschwere Mädchen aus der Nähe zu sehen, nicht entgehen lassen, eilt hinüber, umkreist die gemächlich Dahinpromenierenden in diskreter Distanz, kehrt zu seinem Freund zurück und sagt nur drei Worte:

»Gott ist gerecht.«

Es gab auch einen Sohn und Stammhalter Plessnik, nennen wir ihn Tommi, aus dessen Kinderzeit die Prager Fama einige Geschichten festgehalten hat, die nicht verloren gehen dürfen. Ihre Wiedergabe stößt auf die von mir wiederholt beklagten lautmalerischen Schwierigkeiten, denn Tommi, ein verschlossenes, übellauniges Kind, tat seine kargen Äußerungen im Singsang des klassischen Prager Deutsch und mied schon frühzeitig jeglichen Umlaut wie die Pest. Ständig von Gouvernante, Miß, Hauslehrer und sonstigem Personal umhegt und umsorgt, wußte er sich mit einer bemerkenswert zweischneidigen Taktik gegen die permanente Betreuung zu behaupten: er nahm sie mit allen herkömmlichen Formeln der Fügsamkeit hin und tat hinter dieser Tarnung um so unnachgiebiger, was ihm gefiel.

Auf einer Kinderjause hemmungslos seiner Freßlust frönend und Torte um Torte verschlingend, besann er sich mit-

tendrin auf die Rechenschaft, die er seiner Gouvernante – sie saß mit den anderen erwachsenen Begleitpersonen im Nebenzimmer – schuldig war und rief ihr durch die offene Türe zu:

»Freilein! Bis in einer kleinen Weile werde ich brechen!«

Nach diesem Aviso (das die pragerisch verkürzte Form von »erbrechen« anwandte) mampfte er weiter.

Ein Ferienaufenthalt an einem Salzkammergutsee muß bekanntlich zum Baden benützt werden, und diesmal war es die Miß, die ihn zu diesem Zweck ins Strandbad geleitete. Der widerstrebende Tommi, der so kälteempfindlich war, daß er sogar im Sommer Ohrenschützer trug, beugte sich nieder, pritschelte ein paarmal lustlos mit den Fingern in der klaren Flut, richtete sich wieder auf und entschied unter folgsam-spekulativer Verwendung der englischen Sprache (ohne deshalb den Prager Akzent zu vernachlässigen):

»Much too cold for a child!«

Selbst die leisen Ansätze von Temperament, die ihm gelegentlich unterliefen, wurden sofort mit der jeweiligen Aufsichtsperson koordiniert. Eine Auseinandersetzung auf dem Kinderspielplatz im Prager Stadtpark endete nicht mit der Balgerei, die sich normalerweise entwickelt hätte, sondern mit der Erkundigung des gemessen herangetrabten Tommi:

»Bitte, Freilein, darf ich das Buberl dort anspucken – es will mir seinen Roller nicht borgen.«

Anlässlich eines Besuchs bei seiner Wiener Verwandtschaft öffnete sich ein rätselhafter Einblick in die Vorstellungswelt seiner Knabenseele. Man hatte ihn in den Wurstelprater geführt und ihm alles geboten, was der berühmte Rummelplatz an Attraktionen zu bieten hat. Tommi ließ sie gehorsam über sich ergehen, ließ weder Begeisterung noch Mißfallen erkennen und reagierte auch auf die aufmunternden Konversationsversuche seiner Begleitung äußerst wortkarg:

»Na, Tommi, wenn du einmal groß bist – möchtest du dann ein Ringelspielbesitzer werden?«

Tommi gab ein ausdrucksloses, jedoch langgezogenes Nein von sich.

»Möchtest du vielleicht Wagenführer auf der Hochschiabahn werden?«

»Naain.«

»Oder Steuermann auf der Wasserbahn?«

»Naain.«

»Also was möchtest du werden?«

»Hautarzt.«

Er war damals fünf Jahre alt, und das Rätsel hat sich niemals gelöst.

Mit dem vorhin erwähnten Gebrauch der Kurzform »brechen« bekundete Klein-Tommi eine frühzeitige Beherrschung der pragerischen Terminologie, die sich auch in allerlei Verknappungen und Verschlüsselungen gefiel und dem Uneingeweihten nicht ohneweiters verständlich war.

Wie sollte er sich zum Beispiel jene Frage deuten, die von einer Prager Hausfrau an eine andre gerichtet wurde und die lautete: »Was schmieren Sie Ihrer um zehn?« Wie sollte er wissen, daß sich das auf den Brotaufstrich bezog, den die andre ihrem Stubenmädchen zum Gabelfrühstück bewilligte?

Auch wird erst auf Umwegen verständlich, daß »grün« (spr. grien) im Pragerischen fast das Gegenteil, nämlich ein blasses ungesundes Aussehen bezeichnet. Und man sieht nicht einfach grün aus, man *ist* es. »Grien bist du heite«, lautete in solchen Fällen die teilnahmevolle Feststellung.

Sie erfuhr eine bemerkenswerte Variante, als ein Jungverlobter seine ein wenig stubenhockerische Braut erstmals in die Wohnung eines Freundes mitbrachte. »Das ist meine Braut«, sagte er. »Schau dir an, wie sie grien is.« Die geringfügige Umstellung zweier Wörtchen ließ es beinahe als Tätigkeit erscheinen, grien zu sein, ja beinahe als Leistung. Im gleichen Tonfall hätte der Bräutigam auch sagen können: »Hör dir an, wie sie Klavier spielt.«

Die Verwendung von Schlüsselworten ohne Rücksicht auf ihren ursprünglichen Sinn konnte sogar zu einem kompletten Gegenteil führen, wie das in jener Familie geschah, deren Töchterchen an einer immer auffälliger werdenden Rückgratverkrümmung litt. Nach einigen erfolglosen Behandlungen zog man einen Spezialisten heran und führte ihm die Patientin vor.

»Steh schön grad, mein Kind«, mahnte die Mutter. »Damit der Herr Professor sieht, wie schief du bist.«

Vom ersten Besuch im Hause ihres jungverheirateten Sohns zurückgekehrt, berichtete die Mama einer Freundin über den perfekt geführten Haushalt, über die Harmonie, die zwischen den beiden jungen Leuten herrschte, über die Bemühungen der Schwiegertochter, ihr den Aufenthalt so schön wie möglich zu gestalten, jeden Wunsch hätte sie ihr von den Augen abgelesen und überhaupt hätte alles bestens geklappt ... »Aber beleidigt hab ich mich *doch!*« schloß sie triumphierend ab.

Das wollte nicht heißen, daß sie sich etwa selbst eine Beleidigung zugefügt hatte. Es war ihr vielmehr gelungen, in der rastlosen Obsorge ihrer Schwiegertochter einen Makel zu entdecken, sich trotz allem schlecht behandelt zu fühlen und darob beleidigt zu sein. So besehen, war die Beleidigung also doch ihr Werk.

(Es könnte sich um die gleiche Schwiegermutter gehandelt haben, die ihrem Schwiegersohn am Weihnachtsabend zwei ausgesucht schöne Krawatten unter den Baum gelegt hatte, und als das junge Ehepaar am folgenden Abend zu ihr kam, verstand es sich für den Schwiegersohn von selbst, die eine der beiden Krawatten anzulegen. Schon in der Türe faßte ihn die Schenkerin mißbilligend ins Auge: »Ach?« machte sie. »Die andre hat dir nicht gefallen?«)

Eine Dame der Prager Gesellschaft, nach ihrer Beziehung zu einer andern befragt, antwortete – um so recht zu verdeutlichen, daß die andre als Verkehr für sie nicht in Betracht käme –:



»Mit der grüß ich mich nicht.« (Sie sagte natürlich »griß«, aber ich muß jetzt allmählich darauf vertrauen dürfen, daß der Leser die korrekte Aussprache von selbst mitliest.)

Die grammatikalische Verstümmelung dieses Satzes ist nicht unbedingt zu verurteilen. Sie entsteht erst durch die Singularisierung der einwandfreien Pluralform: »Wir grüßen einander nicht«, die jedoch am Tatbestand weit vorbeigegangen wäre und ihm die Basis einer nicht gegebenen Gleichwertigkeit unterschoben hätte. Die Befragte wollte ja klarstellen, daß *sie* es sei, die der andern nicht nur den Gruß verweigert, sondern obendrein keinen Wert darauf legt, daß jene sie grüßt. Wie hätte sie das ausdrücken sollen? Etwa durch ein farbloses: »Ich stehe mit ihr nicht auf Grußfuß«? Auch das wäre unzureichend gewesen. Die zitierte Wendung ist zwar grammatikalisch falsch, aber gesellschaftlich richtig.

Gegrüßt bzw. nicht begrüßt wurde in erster Linie am Graben, einer der Hauptverkehrsadern der Stadt, rechtwinklig zum repräsentativ tschechischen Wenzelsplatz gelegen und Mittelpunkt des deutschen Gesellschaftslebens (abermals möchte ich dem Leser vertrauen und ihm den immer wieder fälligen Hinweis ersparen, daß mit der »deutschen Gesellschaft« eine fast ausschließlich deutsch-jüdische gemeint ist – die nichtjüdische, im Bezirk Kleinseite jenseits der Moldau konzentriert und größtenteils sudetendeutscher Abkunft, hatte mit alledem schon dank ihrer antisemitischen Neigungen kaum etwas zu schaffen). Am Graben befanden sich die von der deutsch-jüdischen Gesellschaft bevorzugten Geschäftsläden, Kaffeehäuser und Restaurants, die führende deutsche Buchhandlung, das altrenommierte Hotel »Blauer Stern«, das »Deutsche Haus« und die übrigen Wahrzeichen einer heute bis in die Wurzeln ausgerotteten Existenzform. Und am Graben fand allsonntäglich in den späten Vormittagsstunden der Korso statt, auf dem Grüßen und Nichtgrüßen kultiviert wurden, wobei die im ersten Fall geübten Nuancen größte Bedeutung hatten. Wie tief der Grüßende

den Hut zog und in welcher Entfernung er zum Gruß ansetzte, war für das Verhältnis zwischen ihm und dem Begrüßten ebenso aufschlußreich wie für dessen gesellschaftliche Position; er seinerseits, der Begrüßte, bekundete durch die Promptheit und Freundlichkeit der Erwiderung, in welchem Ausmaß ihm der Gruß willkommen war. Nicht selten bahnte sich auf solche Weise ein Rapprochement oder eine Abkühlung an, nicht selten geschah es, daß auf dem Grabenkorso geschäftliche, persönliche und sogar zwischen-geschlechtliche Beziehungen entstanden oder zu Bruch gingen – wie denn überhaupt das Ende dieser segensreichen Institution, deren ungezwungene Ergiebigkeit in mancher Hinsicht sogar die des Kaffeehauses übertraf, innig betrauert werden muß. Der Korso hatte bis in die Dreißigerjahre bestanden, nicht nur am Graben zu Prag, auch auf der Wiener Ringstraße und am Budapester Donaukai und auf dem Hauptplatz noch der kleinsten Provinzstadt, die sich damit eines funktionierenden Gesellschaftslebens vergewisserte. Selbst als flüchtiger Besucher fand man sich zur persönlichen Teilnahme gehalten, wurde während des Auf- und Abschlenderns vom jeweiligen Gastgeber über die Interna der jeweiligen Siedlung unterrichtet und konstatierte zu seiner wie zur eigenen Freude, daß Aussig oder Budweis oder Pardubitz über eine erstaunliche Anzahl hübscher Mädchen verfügte (erst bei längerem Aufenthalt kam man dahinter, daß es immer die selben waren und ihrer höchstens drei).

Nirgends allerdings kamen dem Korso so fundamentale Funktionen zu wie in Prag. Als der am Sonntagmorgen von einer Weltreise zurückgekehrte Textilfabrikant Robitschek erfuhr, daß in der Zwischenzeit Gerüchte über seinen im Ausland erfolgten Tod kolportiert worden waren, hielt er es für das sicherste Dementi, sofort auf dem Grabenkorso zu erscheinen. Gleich der erste Bekannte, der ihm entgegenkam, blieb erschrocken stehen und glotzte ihn mit aufgerissenen Augen an. »Aha!« sagte Robitschek. »Sie waren auch nicht auf meinem Begräbnis.«

Gleichfalls am Graben begegnete Herr Keller, der kurz zuvor noch Kohn geheißen hatte, dem als Jeteles geborenen Herrn Jessen und beging die Unvorsichtigkeit, ihn mit spitzem Hohn zu fragen:

»Wo jessen Sie heute zu Mittag, Herr Jeteles?«

»Im Grabenkohn«, lautete die Antwort, der eine gewisse Eleganz nicht abzusprechen ist.

Selbstverständlich hatte auch Kommerzialrat Hugo Orlik, Herrensneider der Prager Crème de la Crème, am Graben seine exklusiven Geschäftsräume, in die man nur durch hochmögende Protektion und nach eingehender Prüfung Zutritt erlangte. Herr Orlik, immer um eine Kleinigkeit vornehmer als der vornehmste seiner Kunden, war der Bruder des namhaften, in Berlin ansässigen Malers Emil Orlik, der einem Bewunderer auf die Bitte, ihn in seinem Atelier besuchen zu dürfen, geantwortet haben soll: »Ein Atelier hat mein Bruder Hugo in Prag. *Ich* habe eine Werkstatt.«

Ob Hugos Anzüge oder Emils Bilder besser waren, wage ich nicht zu entscheiden. Aber Hugo war ohne Frage der größere Snob, einer der größten, die das »Prager Schmockkästchen« – so nannte es sich in koketter Selbstkritik – jemals aufzuweisen hatte. (Wie und warum »Schmock«, ursprünglich eine Figur aus Gustav Freytags Lustspiel »Die Journalisten«, zum Synonym für »Snob« geworden ist, dem sich die adäquaten Wortbildungen »verschmockt« und »Schmockerei« angegliedert haben: das wäre wieder einmal einer eigenen, hier leider nicht durchführbaren Untersuchung wert.)

Von kompetenter weiblicher Seite wurde mir versichert, daß Prag auch auf dem Gebiet der Damenmode Erstklassiges leistete und daß die Prager Haute Couture internationale Geltung besaß. Die kompetente Seite gehörte zur sogenannten »Haute Juiverie« – eine einleuchtende, keineswegs auf Prag beschränkte Bezeichnung für die finanz- und kultur-

trächtige, in manchen Fällen schon seit zwei oder drei Generationen geadelte Oberschicht des jüdischen Großbürgertums.

Eine andere zu dieser Schicht gehörige Dame, die ihren Sommeraufenthalt zwischen Nizza und Karlsbad zu teilen pflegte, hatte vom teuersten Prager Pelzsalon einen prächtigen Weißfuchsmantel geliefert bekommen, den sie – wie eine ihrer Freundinnen neidvoll vermutete – sicherlich nach Nizza mitnehmen würde.

»Nach Nizza?« entgegnete die Schmöckin. »Den heb ich mir für Karlsbad auf. In Nizza kennt mich doch niemand!« Es war die selbe, die einer Übersiedlung nach Dresden, von ihrem Gatten aus Geschäftsgründen erwogen, das Argument entgegensetzte: »Was mach ich in Dresden? Wo mir doch schon Prag zu klein ist!«

Damit stand sie allerdings im Widerspruch zu einem Lokalpatriotismus, wie er in noch viel kleineren Städten als Prag gehegt wurde und beispielsweise in dem Stoßseufzer: »Göding ist *auch* nicht mehr, was es war!« zum Ausdruck kam.

Dies wiederum erinnert an die Äußerung eines Versicherungsagenten, der seine Tätigkeit aus Mährisch-Ostrau in die slowakische Kleinstadt Neutra verlegen wollte und von seinen Freunden gewarnt wurde, daß es dort »öd« sei (der Umlaut läßt sich in diesem Fall nicht gänzlich ausschalten, wechselt jedoch ersatzweise vom o zum a und nähert sich dem Klangbild »äd«).

»Neutra öd?« entgegnete der Gewarnte. »Wieso? Man nennt es auch Klein-Prefßburg!«

Es sei vermerkt, daß die Kohlenmetropole Mährisch-Ostrau tatsächlich über ein beachtliches Kultur- und besonders Nachtleben verfügte, daß manch ein späterer Bühnenstar am dortigen Deutschen Theater seine Karriere begonnen hat, daß die mit dem »Prager Tagblatt«-Konzern verflochtene »Morgenzeitung« hohes journalistisches Niveau hielt und daß der ihr angeschlossene Buchverlag Kittl einem Teil der 1933 aus Deutschland verjagten Literatur eine Unterkunft

bot, die den in Holland entstandenen Exilverlagen Allert de Lange und Querido nur wenig nachstand. Jedenfalls war Mährisch-Ostrau mit den zahlreichen anderen Städten proklamiert mährischer Landeszugehörigkeit nicht in einem Atem zu nennen. Wer etwa nach Mährisch-Weißkirchen, Mährisch-Trübau oder Mährisch-Gmünd verschlagen wurde, befand sich in der tiefsten Provinz und merkte alsbald, warum man diese Ortschaften unter der Einheitsbezeichnung »Mährisch-Selbstmord« zusammenfaßte.

Jetzt haben wir uns aber allzu weit von Prag entfernt und kehren eilends zurück, ins hunderttürmige, ins goldene, an den Ufern der von Smetana vertonten Moldau gelegene Prag, in die schönste Stadt nördlich der Alpen und wahrscheinlich eine der schönsten Städte überhaupt ... ach ja.

»Prag wird durchflossen von der Nebbich, die sich schließlich doch in die Elbe ergießt«, heißt es bei Gustav Meyrink, der bekanntlich nur ein Wahl-Prager war und sich infolgedessen oder trotzdem eine gewisse kritische Einstellung zum goldenen Moldau-Mütterchen bewahrt hatte, als einziger auf weiter Prager Literatenflur. Kein Prager, ob Literat oder nicht – aber im Grunde war jeder ein Literat oder hielt sich dafür, auch wenn er nie eine Zeile veröffentlicht hatte, hielt sich sogar für einen besseren als die öffentlich anerkannten – bitt' Sie, wer ist schon der Werfel, sein Vater hat ein Handschuhgeschäft in der Mariengasse –, kein Prager, sage ich, hat jemals an Prag das geringste auszusetzen gefunden (indessen im vorgeblich gemütlichen Wien die böseste Selbstkritik zu Hause war, von Nestroy über Karl Kraus bis zum Qualtinger), kein Prager hat jemals gezögert, Prag für den Nabel der Welt und sich selbst für den Nabel Prags zu halten. Noch in jenem scheinbar abwertenden Urteil der Prager Gesellschaftslöwin, daß Prag ihr »zu klein« sei, lag die resignierte Überzeugung beschlossen, daß es leider nichts Größeres gäbe. Und siehe da – oder auf pragerisch »Und was tut Gott« –: in mancher Hinsicht traf das tatsächlich zu.

Am Graben, wo wir uns zuletzt aufhielten, lag auch das Café Continental, Prags Literaten- und Journalisten-Café. Ähnlich wie in Wien das »Herrenhof« die Nachfolge des »Central« angetreten hatte, war das »Conti« dem geschleiften, einstmals von den Jungprager Dichtern bevölkerten Café Arco nachgefolgt, ohne es jedoch an literarischem Ruhm zu erreichen. Näheres über das Café Arco findet sich bei Karl Kraus, Kurt Wolff, Max Brod, Willy Haas und Johannes Urzidil, dem letzten, 1972 verstorbenen Mitglied des »Prager Dichterkreises« (dem ich – eine für mich höchst schmeichelhafte Stelle in der Autobiographie Max Brods erlaubt mir diese Aussage – als Hospitant« angehört habe).

Das »Conti« dürfte das einzige Kaffeehaus seiner Art gewesen sein, dessen Garderobier berühmter war als sämtliche Stammgäste. Ich habe ihn noch gekannt, den alten Hahn, und hatte noch die Ehre, meine durch den »Schüler Gerber« erworbene Lokalgeltung von ihm bestätigt zu bekommen, als er eines Abends meinen Mantel entgegennahm, ohne mir einen Garderobenzettel einzuhändigen. Daß dies als Geste der Anerkennung, als Aufnahme in die Reihe der Bevorzugten gemeint war, konnte keinem Zweifel unterliegen, denn Herr Hahn verteilte seine Garderobenzettel tatsächlich nur als Klassifikationsmerkmal. Zur Identifizierung der von ihm aufbewahrten Mäntel hätte er sie nicht benötigt. Er besaß ein exorbitantes Gedächtnis, wußte die Telephonnummern aller Stammgäste und der von ihnen am häufigsten gewünschten Verbindungen auswendig, merkte sich die Gesichter und, wenn sie prominent genug waren, die Namen noch so seltener Besucher und erkannte nach jahrelanger Pause auch Siegfried Wagner, der zu einer Aufführung seines »Bärenhäuter« nach Prag gekommen war und anschließend im Café Continental erschien.

Hahn half ihm diensteifrig aus dem Mantel.

»Schöne Sachen hab ich gehört von Ihrem Herrn Papa«, flüsterte er ihm dabei vertraulich zu.

Da es in der Umgangssprache das ziemlich genaue Gegenteil bedeutet, wenn man von jemandem »schöne Sachen«

gehört haben will, reagierte Siegfried Wagner dementsprechend empört:

»Was erlauben Sie sich?« fauchte er. »Was soll das heißen?«

»Lohengrin ... Tannhäuser ... Parsifal«, ergänzte mit Unschuldsmiene der Garderobier Hahn.

Augenzeugen berichteten, daß der berühmte Sohn des noch berühmteren Vaters nicht etwa gelächelt oder gar gelacht, sondern sich lediglich mit einem nüchternen »Ach so« abgewendet habe. Ein Thema wie »Der Humor im Hause Wagner« wird schwerlich zum Gegenstand der Sekundärliteratur werden.

Daß im »Conti« auch des Schach- und des Kartenspiels gepflogen wurde und daß an den dazugehörigen Käuzen, Schnorrern und Mäzenen kein Mangel herrschte, versteht sich ebenso von selbst wie die nach strengen Regeln geordnete Besetzung der Stammtische und die endlosen Diskussionen – durchwegs Charakteristika, die eigentlich zu jedem Kaffeehaus gehören. Und ich frage mich, ob sie nicht besser in einem eigenen Abschnitt untergebracht wären, der das Phänomen »Kaffeehaus« als solches behandeln und mit Beispielen belegen wird. Andererseits überschneidet sich ein Posten der obigen Aufzählung mit dem Kapitel über das Kartenspiel, und die Prager Käuze könnten mit gleichem Recht einen Platz unter den schon geschilderten Sonderlingen beanspruchen. Auch das sind organisatorische Schwierigkeiten, die mir bei der Niederschrift dieses Buches immer wieder begegnen und für die ich keine Lösung weiß, als in Gottes Namen weiterzuschreiben.

Dafür bietet sich das Stichwort »Diskussion« an, das zugleich über die Enge des Kaffeehauses hinausweist. In der Tat wurde Prags Geistesleben von einer schier unerschöpflichen Diskussionsfreudigkeit beherrscht, der jeder erdenkliche Anlaß willkommen war. Anton Kuh hat sie in einem parodistischen »Veranstaltungs-Kalender«, wie er jeweils am Wochenbeginn auf der Kulturseite des »Prager Tagblatts« erschien, durch die folgende fingierte Ankündigung gekennzeichnet:

»Donnerstag, 8 Uhr abend. Lese- und Redehalle liberaler Studenten.« (Die gab es wirklich.) »Lichtbildervortrag: Wer schläft mit Fräulein Bunzl? Anschließend Diskussion.«

Von Kuh stammt noch eine weitere einschlägige Äußerung, zu deren genauem Verständnis man lediglich wissen muß, daß ein im jüdischen Haushalt sehr beliebtes Weißgebäck (geflochten, mohnbestreut und von respektabler Größe) »Barches« heißt.

»Wenn man in Prag zum Nachtmahl eingeladen ist«, konstatierte Kuh, »wird schon bei der Suppe der Problem-Barches angeschnitten.«

Jener anschließend diskutierte Lichtbildervortrag beschäftigte sich nicht zufällig mit einer Frage des Geschlechtsverkehrs, der in Prag mit dem gleichen Eifer und der gleichen Breitenwirkung betrieben wurde wie die Diskussion. Die beiden Tätigkeitsgebiete wiesen gewissermaßen verfließende Grenzen auf. Über die je nachdem stabilen oder wechselnden Konstellationen im Prager Sexualbetrieb, über ruchbar gewordene Großtaten und über alles sonst noch Wissenswerte wurde nicht gerade Buch, aber doch Diskussion geführt, und zwar eine durchaus sachliche, weit entfernt von scheelem Neid oder schmierigem Tratsch. Es gab eine Art Rangliste weiblicher Attraktivität und männlicher Leistungsfähigkeit, jene war Kursschwankungen unterworfen, diese wurde in dem Zeitraum, auf den meine Erinnerungen sich beziehen, eindeutig von Fritz Krasa angeführt, und das ist nun fast ein eigenes Kapitel.

Fritz Krasa, seiner leuchtend roten Haare wegen »der rote Krasa« genannt, galt, um es kurz zu sagen, als Prags potentester Mann. Er heiratete rechtzeitig eine reiche Amerikanerin und folgte ihr in die Vereinigten Staaten, wo er vielleicht heute noch lebt – sollte das der Fall sein und sollten ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, dann möge er sie als spätes Zeugnis meiner Verehrung entgegennehmen, als Denkmal, das ich seiner sagenhaften Potenz schon immer errichten wollte. Er selbst hat nie ein Aufhebens von ihr gemacht, hat

nie mit ihr geprahlt und geprunkt (was die Fama veranlaßte, sie ins Maßlose zu steigern), sprach nie von seinen Erfolgen oder gar davon, wie er sie erzielte – was nämlich keineswegs auf der Hand lag, denn der rote Krasa war weder besonders schön noch besonders geschickt, und ich habe an ihm auch keine Anzeichen eines besonderen Charmes, ja überhaupt nichts Verführerisches entdecken können. Wahrscheinlich lag es an dem tiefen, um nicht zu sagen: sittlichen Ernst, mit dem er auf die Sache konzentriert war, wahrscheinlich ging eine unwiderstehliche Strahlkraft davon aus, daß er nichts andres tat und an nichts andres dachte.

Diese Eingeleisigkeit zeigte sich mit schlechthin umwerfender Vehemenz auf einer Abendgesellschaft, zu der wir beide eingeladen waren. Irgend jemand schlug zur Überbrückung der entstandenen Langeweile das Ratespiel ›Abstrakt oder konkret‹ vor, und der rote Krasa wurde als erster hinausgeschickt, um hernach den Begriff oder Gegenstand, auf den man sich geeinigt hatte, zu erraten.

Er begann, wie es den Regeln entsprach, mit der Frage:

»Abstrakt oder konkret?«

»Konkret«, lautete die Antwort, und prompt verkündete der rote Krasa, was ihm als einzig Konkretes einfiel:

»Das Glied!« jauchzte er. (Er gebrauchte einen derberen Ausdruck, aber der läßt sich hier noch vermeiden.)

Man bedeutete ihm, daß er auf falscher Fährte sei und sich etwas mehr Mühe geben müßte, um auf die richtige Lösung zu kommen.

Mißmutig stellte er die übliche zweite Frage: »Männlich oder weiblich?«

»Männlich.«

»Also doch!« rief der rote Krasa, dessen Vorstellungskraft bereits an ihre Grenzen gestoßen war. Und als man seine Antwort abermals zurückwies, gab er auf.

Nicht daß ich es gewagt hätte, ihn darum zu bitten – freiwillig und spontan gewährte er mir einen wenn auch kärglichen Einblick in das Geheimnis seiner von mir so sehr bewunder-

ten Verführungskunst. Es geschah stilvollerweise auf dem Grabenkorso. Der rote Krasa hatte eine herankommende Dame beziehungsweise begrüßt und war von ihr mit einem ungemein freundlichen Lächeln bedankt worden. Ein paar Schritte später wandte er sich an mich:

»Grießen mußt du«, sagte er. »So lange grießen, bis du sie im Bett hast.«

Ich konnte meine Zweifel, ob es wirklich keines weiteren Raffinements bedürfe, nicht überwinden und habe Krasas Ratschlag nie befolgt. Es blieb bei der Bewunderung.

Sie erreichte ihren Höhepunkt an einem Sonntagnachmittag, als wir uns in der Wohnung des ›Prager Tagblatt‹-Vizechefs Thomas (von dem schon die Rede war und noch die Rede sein wird) zum allwöchentlichen »jour fixe« versammelt hatten. Dem bunten, reizvollen, häufig durch Gäste aus dem Ausland angereicherten Kreis um Rudi Thomas gehörte auch der rote Krasa an, nicht in erster Linie seiner Potenz wegen (obwohl sie ihm selbst dort größten Respekt sicherte), sondern eher im Schlepptau seines Bruders, des Komponisten Hans Krasa, eines hochtalentierten Schönberg-Schülers, mit dem mich persönliche und künstlerische Beziehungen verbanden; von ihm stammte die Musik zu einer zeitkritischen Komödie des tschechischen Dichters und Zeichners Adolf Hoffmeister, die im Original ›Mládi ve hře‹ (Jugend im Spiel) und in meiner deutschen Bearbeitung ›Anna sagt Nein‹ hieß; beide Fassungen wurden gleichzeitig aufgeführt, die tschechische im Avantgardetheater E. F. Burians, die deutsche in der »Kleinen Bühne« des Prager Deutschen Theaters, und beide sind – man schrieb das Jahr 1936 – über Prag nicht mehr hinausgekommen, ebensowenig wie Krasas Oper ›Onkelchens Traum‹, der eine Erzählung von Dostojewski zugrundelag. (Es sei noch eingefügt, daß Hoffmeister – nebstbei nach 1945 der erste tschechoslowakische Botschafter in Paris – vor wenigen Jahren veremtet und isoliert in Prag gestorben ist und daß Hans Krasa die Nazi-Haft in Theresienstadt nicht überlebt hat; und es sei noch hinzugesetzt,

daß es mich zu Einfügungen dieser Art öfter und schmerzlicher drängt, als ich's den Leser merken lasse.)

Hoffmeister war nicht der einzige Tscheche unter den vielen originellen und begabten Erscheinungen, die Rudi Thomas um sich versammelte. Sie alle aufzuzählen, würde freilich zu weit führen, jedenfalls zu weit weg von Fritz Krasa, der ja im Mittelpunkt dieser Betrachtung stehen soll. Auch an jenem Nachmittag wurde er ganz gegen seine Art und Absicht zum Mittelpunkt, als er plötzlich aus seinem Fauteuil zu Boden glitt und lautlos in Ohnmacht sank. Der Hausherr und ein anwesender Arzt trugen ihn ins Badezimmer, wo er alsbald erwachte und wo sich die Ursache seines Schwächeanfalls klärte: er hatte in den frühen Nachmittagsstunden, bis kurz vor seinem Eintreffen bei Rudi Thomas, den Geschlechtsverkehr ausgeübt, offenbar pausenlos oder doch mit gewaltiger Intensität, denn sein Bericht, der brockenweise aus dem Badezimmer hörbar wurde, enthielt den in bescheidenem, fast entschuldigendem Tonfall vorgebrachten Satz: »... und dann hab ich ohne große Lust die sechste Nummer gemacht ...« Einem andern hätte man schon die Sechszahl nicht annähernd geglaubt. Dem roten Krasa glaubte man sogar, daß er sie ohne große Lust erreicht hatte.

Ich schließe dieses für den Durchschnittsbürger niederschmetternde Potenz-Kapitel mit einer Begebenheit, durch deren Aufzeichnung ich vom Statisten zum Chronisten werde. Die Statistenrolle war mir während des Geschehens zugewiesen.

Es geschah, daß gegen den roten Krasa eine Paternitätsklage eingebracht wurde, was in seinem gesamten Freundeskreis größte Aufregung und Anteilnahme hervorrief. Aus den Ratschlägen, die von allen Seiten auf den hart Getroffenen einströmten, kristallisierte sich als einzig brauchbarer die Expertise eines Rechtsanwalts heraus: um der Klage mit einiger Erfolgsaussicht zu begegnen, müßte Krasa, da er sich unmöglich auf mangelnde Potenz ausreden könne, mangelnde Zeugungsfähigkeit nachweisen, wozu es wiederum einer

ärztlichen Bestätigung bedürfe, und zwar einer amtsärztlichen, nicht vom Hausarzt Dr. Jellinek oder von einem andern, der sich infolge persönlicher Bekanntschaft oder weichen jüdischen Herzens vielleicht willfährig zeigen würde. Das Kreischen der Hebel, die Krasa daraufhin in Bewegung setzte, mischte sich mit seinem immer lauterem Wehklagen zu einer unschönen Symphonie, die bald niemand mehr anhören wollte. Man fand, daß die ganze Sache nicht gar so tragisch wäre, daß es sich sozusagen um einen Betriebsunfall handle, wie er einem Mann von Krasas Regsamkeit nun eben zustoßen könne. Die Anteilnahme seiner Freunde ließ allmählich nach, und manche begannen sich schnöde von ihm abzuwenden.

Endlich, in wochenlanger, diskreter und darum doppelt mühsamer Forschungsarbeit wurde ein Amtsarzt auffindig gemacht, der angeblich mit sich reden ließ. Er hörte auf den vertrauenerweckenden Namen Kalmus, hatte seinen Amtsbereich an der weniger vertrauenerweckenden Peripherie, im Arbeiterbezirk Žižkov, und da ich um diese Zeit bereits der letzte war, der dem roten Krasa noch treu zur Seite stand, begleitete ich ihn hinaus.

Wir landeten in einer deprimierend häßlichen Gegend, fanden in einer düsteren Mietskaserne die Türe mit dem gesuchten Namensschild, mußten mehrmals klopfen, weil die elektrische Klingel nicht funktionierte, und wurden von Dr. Kalmus selbst empfangen, einem spitzbärtigen, zwickerbewehrten Männchen, verschmuddelt wie der graue Ärztekittel, den er trug und der vor undenklich langen Zeiten einmal weiß gewesen sein mochte. Das Ganze, einschließlich der Ordinationsräume, war von einer nicht zu überbietenden Trostlosigkeit. Aber es standen ja keine ästhetischen Belange auf dem Spiel, sondern eine Vaterschaftsklage.

Dr. Kalmus gab wortkarg zu erkennen, daß er im Bilde sei, vollzog allerlei medizinische Prozeduren, brummte ab und zu etwas Unverständliches und wurde erst am Schluß der Untersuchung deutlicher:

## Mit Genuß und Belehrung gelesen

Nie wieder ist mir auf so kleinem Raum eine so große Zahl von Käuzen und Originalen begegnet wie im alten ›Prager Tagblatt‹, nie wieder eine so einzigartig aus Witz und Wachheit, aus Begabung und Können gemischte Atmosphäre. Max Brod hat sie in seinem Roman ›Rebellische Herzen‹ festzuhalten versucht. Es ist ihm, fürchte ich, nicht ganz geglückt. Und es wird wohl auch mir nicht glücken. Denn ein fundamentaler Wesenszug dieser Atmosphäre lag ja eben in der unnachahmlichen unverwechselbaren persönlichen Note derer, die sie schufen, im Gehaben eines jeden einzelnen, in seinem Tonfall, seiner Terminologie ... es ist immer das gleiche Dilemma: all das eignet sich weit besser zur mündlichen als zur schriftlichen Wiedergabe, für deren Unzulänglichkeit ich wieder einmal um Nachsicht bitten muß.

Außer dem ›Prager Tagblatt‹ erschien in Prag noch eine Reihe anderer deutschsprachiger Tageszeitungen: die an Jahren beträchtlich ältere ›Bohemia‹, deren absurd gemischter, nämlich großdeutsch-jüdischer Leserkreis nach 1918 empfindlich zu schrumpfen begann; die regierungstreue ›Prager Presse‹, die zum Ausgleich für ihren langweiligen offiziellen Teil ein paar literarisch erstrangige Mitarbeiter beschäftigte (vorübergehend auch Robert Musil als Wiener Theaterkorrespondent); die unverhohlenen deutsch-nationale, zur Henlein-Bewegung tendierende ›Deutsche Presse‹; und in späteren Jahren der als Boulevardblatt aufgezugene ›Prager Mittag‹. Von dieser erstaunlich reichhaltigen Garnitur besaß jedoch einzig das ›Prager Tagblatt‹ überregionale Bedeutung. Es galt jahrzehntelang, vom Beginn des Jahrhunderts bis zum blutigen Ausbruch der Hitler-Ära, als eine der besten Zeitungen deutscher Sprache.

Und dieses gewichtige, gediegene, hochangesehene und, kurzum, seriöse Presseergebnis kam Tag für Tag auf eine

Weise zustande, die mit dem Begriff ›seriös‹ so gut wie nichts zu tun hatte. Seriosität figurierte im internen Sprachgebrauch der Redaktion als ›tierischer Ernst‹ und war streng verpönt. Jeder wußte, worauf es ankam, und hatte seinen Spaß daran, das Seinige zum täglichen Gelingen beizutragen. Was an Arbeit und Einsatz dahintersteckte, sollte möglichst unbemerkt bleiben, ja man wollte sich's nicht einmal vor sich selbst eingestehen. Ehrgeiz wurde bereits als eine Unterabteilung des verpönten tierischen Ernstes betrachtet und tarnte sich, wofern er überhaupt vorhanden war, als spielerische Freude am Handwerk. Daß da gelegentlich auch etwas Zynismus mit einfloß, ließ sich nicht vermeiden. Aber weil er immer noch rechtzeitig in Selbstironie übergang, wurde er niemals peinlich. Redaktionskonferenzen, langfristige Planungen, Ressortstreitigkeiten und ähnliche Wichtigtuereien gab es nicht. Sie wurden durch Improvisationstalent und ein nicht näher definierbares ›Blattgefühl‹ ersetzt.

›Kinder‹, wandte sich eines Nachts, mitten im Ersten Weltkrieg, der legendäre Chefredakteur Karl Tschuppik an die heftig Trinkenden und laut Debattierenden, die sein Zimmer besetzt hielten, ›Kinder, es ist schon nach Mitternacht – in zwei Stunden erscheint das Blatt – laßt mich endlich arbeiten!‹

Höhnische Zurufe wiesen ihn zurecht, die Diskussion ging weiter, Tschuppik kaute an seinem Schnauzbart und wurde allmählich nervös. Nach einer Weile nahm er aufs neue das Wort:

›Jetzt wird's aber höchste Zeit, Kinder. In einer halben Stunde umbrechen wir, und ich muß noch etwas schreiben!‹

Es klang so dringlich, daß aus dem Kreis der ihn Umlagernden immerhin die Erkundigung kam, was er denn zu schreiben hätte.

›Einen Leitartikel‹, sagte Tschuppik. ›Der Kaiser ist gestorben.‹

Ich habe Karl Tschuppik erst viele Jahre später in Wien

kennengelernt und habe die obige Geschichte natürlich nicht an Ort und Stelle miterlebt. Sie ist eine von vielen, die gewissermaßen zum inneren Anekdotenschatz der Redaktion gehörten und die einem neu Hinzugekommenen, wenn man ihn für würdig befand, von den Altvorderen erzählt wurden. Das kam einer Art Geschichtsunterricht gleich oder der Einführung in eine geheime Ordensbrüderschaft. Man mußte nicht nur über Rang und Leistung, über Eigenheiten und Marotten der jetzigen Redakteure Bescheid wissen, sondern auch über die ihrer Vorgänger. Sonst gehörte man nicht dazu, sonst war man ein Externist im zweifachen Sinn des Wortes.

Eine andre dieser Geschichten handelte von Dr. Raabe-Jenkins, dem riesenhaften, in jeder Hinsicht ungefügen Chef der Sportredaktion, der nicht zuletzt für die chaotische Unordnung in seinem Zimmer berühmt war. Sie soll während der wirren Umsturztag des Jahres 1918 bewirkt haben, daß das Gebäude des ›Prager Tagblatts‹ von der Plünderung durch eine Horde tschechischer Radau-Nationalisten verschont blieb. Die Eindringlinge rissen als erstes die Tür zu Raabes Zimmer auf und machten angesichts des wüsten Bildes, das sich ihnen bot, mit den Worten »Hier waren wir schon« wieder kehrt.

Von den zahlreichen Anekdoten, die sich um Raabe-Jenkins ranken, ist mir noch eine zweite in lieber Erinnerung. Sie handelt von seinem siegreichen Zusammenstoß mit einem Repräsentanten der Literatur, dem Dramatiker Paul Kornfeld, der von der Erfolgswelle des expressionistischen Theaters hochgetragen wurde und mit seinem Schauspiel ›Die Verführung‹ (ähnlich wie Bronnens ›Vatermord‹, Hasenclevers ›Sohn‹ und Werfels ›Spiegelmensch‹ dem allseits beliebten Generationskonflikt gewidmet) zu einigem Ruhm gelangt war.

Die Bestätigung dieses Ruhms einzuheimen, begab er sich ins ›Prager Tagblatt‹, wohin denn sonst, und pflanzte sich im »Oktogon« genannten Vorraum auf, von dem die

Korridore zu den einzelnen Redaktionszimmern auszweigten. Das Oktogon – griechisch »Achteck«, was damals jedem Gymnasiasten geläufig war – diente den Redakteuren als eine Art Agora, griechisch Marktplatz. Dort standen diejenigen, die gerade nichts zu tun hatten, und die meisten hatten gerade nichts zu tun, plaudernd umher, dort tauschten sie die letzten Neuigkeiten aus, die sich manchmal sogar auf ihre Arbeit bezogen, dort trafen sie ihre Besucher, um sie weiterzuführen oder auch nicht, und dort also gedachte der Dramatiker Paul Kornfeld die fälligen Glückwünsche zu seinem Erfolg entgegenzunehmen. Sie wurden ihm wunschgemäß zuteil, manche herzlich, manche weniger herzlich, aber in irgendeiner Form gratulierte ihm jeder, der in seine Reichweite kam oder von ihm dazu genötigt wurde.

Auch als aus einem der Korridore Dr. Raabe-Jenkins auftauchte, machte sich Kornfeld für die erprobte Zeremonie bereit – und mußte erleben, daß jener achtlos an ihm vorbeistapfte.

Rasch gefaßt, lief er dem brummig in sich gekehrten Hünen nach, vertrat ihm den Weg und gab ihm eine Chance, die Unterlassung gutzumachen:

»Mein Name ist Kornfeld«, informierte er ihn mit erwartungsvoller Betonung.

Raabe-Jenkins sah auf, sah einen kleingewachsenen Brillenträger von exzessiv jüdischem Aussehen vor sich und sagte:

»No na, Khevenmüller.«

Dann stapfte er weiter.

Als Herausgeber des ›Prager Tagblatts‹ zeichnete Dr. Rudolf Keller, der dieses Amt jedoch als lästige Nebenbeschäftigung zu empfinden schien. Sein Hauptinteresse galt einem schwer zugänglichen Gebiet der Biochemie, auf dem er sich durch eine grundlegende Arbeit größeres Ansehen verschafft hatte, als er es unter seinen Redakteuren genoß. Daß er hinter den Kulissen sehr wohl zu walten und besonders zu schalten wußte, ahnte man, bekam es aber kaum zu



merken. Er mischte sich nur ganz selten in redaktionelle Angelegenheiten ein, noch seltener schrieb er einen Leitartikel, und wenn er in einem Redaktionszimmer erschien, geschah es fast immer zum Zweck einer lebenswürdigen Privatplauderei – die er so unvermittelt abbrechen konnte, als wäre ihm plötzlich inne geworden, daß er in diesem Zimmer eigentlich nichts zu suchen hatte. Man nahm ihm den abrupten Abgang nicht übel. Man wußte, daß er mit seinen Gedanken anderswo war.

In der Tat: Zerstretheit gehörte zu Dr. Kellers hervorragenden Eigenschaften. Fast hätte er – auch äußerlich, mit seiner hohen, immer ein wenig vorgebeugten Gestalt und dem von einem wirren Haarkranz umrahmten Gelehrtenkopf – eine Vorlage für die Witzfigur des »zerstreuten Professors« abgeben können. Nur daß die Gedankensprünge, zu denen seine Zerstretheit ihn trieb, sich bei näherem Zusehen als völlig logisch und folgerichtig erwiesen.

Ein leuchtendes Beispiel dafür ergab sich im Februar 1934, als er den mißglückten Aufstand der österreichischen Arbeiterschaft gegen das Dollfußregime zum Anlaß eines seiner seltenen Leitartikel nahm und den sozialdemokratischen Führern unverblümt vorwarf, sich in die Tschechoslowakei abgesetzt zu haben, während die von ihnen verlassenen Schutzbündler in aussichtslosem Kampf auf den Barrikaden standen und starben. Das waren schärfere Töne, als man sie vom »Prager Tagblatt« gewohnt war und als sie der politischen Linie des Blattes entsprachen. Am nächsten Tag erschien denn auch eine Abordnung der im Parlament vertretenen Deutschen Sozialdemokratischen Partei bei Dr. Keller, um Beschwerde zu führen. Keller, längst wieder mit anderen Dingen beschäftigt, lauschte den maßvollen, jedoch entschiedenen Vorwürfen des Delegationsführers ohne Widerspruch, lauschte (nun schon ein wenig abwesend) noch einem zweiten und dritten Delegierten, dann holte er Atem und brachte seine Entschuldigung vor:

»Meine Herren, Sie wissen doch, wie es in einer Redaktion zugeht – besonders an einem so aufregenden Tag – da

herrscht ein entsetzliches Durcheinander – die Meldungen überstürzen sich – man weiß gar nicht, wo man zuerst hinhören soll – meine Herren: da kann es schon passieren, daß man einmal die Wahrheit schreibt.«

Ein ähnlich folgerichtiger Gedankensprung, der ihn in ein ähnlich unkontrolliertes Fazit ausgleiten ließ, erfolgte – freilich aus keinem prekären Anlaß – in meinem Arbeitszimmer. Dr. Keller war, wie er das häufig tat, grußlos eingetreten, die linke am Rücken, in der rechten das neueste Heft der »Fackel«, in dem er noch minutenlang auf- und abgehend las.

»Schreibt ausgezeichnet, der Kraus«, murmelte er vor sich hin. »Wirklich ausgezeichnet.« Mit einemmal blieb er stehen und wandte sich zu mir: »Von dem müßte man etwas fürs Blatt bekommen. Ich höre, Sie kennen ihn. Versuchen Sie's doch!«

Und er entfernte sich, schon wieder in die Lektüre der »Fackel« vertieft – der er nichts anderes entnahm, als daß der Kraus ausgezeichnet schrieb. Daß er niemals »fürs Blatt« schreiben würde, sondern höchstens gegen, hatte der Dr. Keller nicht bemerkt.

Als im Hause ruchbar wurde, daß Harry Klepetář, einer der jüngeren politischen Redakteure, vor der Verhehlichung stand, öffnete sich plötzlich die Türe zu seinem Zimmer, Dr. Keller steckte den Kopf herein und sagte:

»Sie heiraten, Klepe? Sie werden sich wundern!«

Damit schloß er sowohl die Türe als auch die Gratulation.

Was nämlich seine eigene Ehe betraf, so schien sie nicht gerade eine Liebesehelike zu sein. In einem jener Selbstgespräche, zu denen er sich gelegentlich in ein Redaktionszimmer verirrt, hatte Dr. Keller errechnet, daß angesichts des finanziellen Aufwands, den seine Gattin ihm abverlangte, und angesichts der Seltenheit, mit der er seine Ehe konsumierte, jede Konsumation ihn ungefähr 20 000 Kronen kostete; das aber, so befand er, sei zu viel und lasse ihn zweifeln, ob die Ehe als eine sinnvolle Institution zu betrachten sei.

Außerehelichen Vergnügungen war er hingegen bis ins hohe Alter zugeneigt; sie durften allerdings mit keinem übergroßen Zeitverlust verbunden sein. Als eine Dame seiner Bekanntschaft, um die er sich eines Abends vehement bemühte, ihm zu verstehen gab, daß sie eine rein freundschaftliche Beziehung vorzöge, wandte er sich bedauernd ab:

»Gnädige Frau«, sagte er, »für platonische Liebe bin ich impotent.«

Mit diesem Verhalten glich er sich aufs kollegialste der vom Redaktionsstab geübten Einstellung zum Geschlechtsverkehr an. Sie entsprach der schon geschilderten Einstellung der Prager Männerwelt im allgemeinen, wurde von den Redakteuren nicht nur ideologisch geübt, sondern auch praktisch, und die Verheirateten unter ihnen hatten den Vollzug dieser Übung vorsorglich gegen unliebsame Zwischenfälle abgesichert: in der am Hofeingang gelegenen Portiersloge befanden sich die Photographien sämtlicher Redakteursgattinnen, und wenn eine von ihnen vorbeikam, war der Portier gehalten, den betreffenden Gatten durch ein eigens verabredetes Telefonsignal vor der nahenden Gefahr zu warnen.

Dem Handelsredakteur Ginsberg widerfuhr es einmal, daß seine Frau, nachdem sie in der Mitte des Hofes angelangt und das Warnsignal bereits gegeben war, sich's anders überlegte, wahrscheinlich zum Zweck irgendwelcher Einkäufe kehrte und eine Viertelstunde später abermals erschien, womit sie ein neuerliches Warnsignal auslöste. Ginsberg, der das erste – nach Überwindung einiger Schreckminuten – für einen Irrtum gehalten und sich inzwischen wieder ans Werk gemacht hatte, ließ ab davon, riß verzweifelt die Türe auf, und seiner Brust entrang sich einer der absonderlichsten Klagerufe, die jemals in den Korridoren des »Prager Tagblatts« widerhallten:

»Ich vögel auf einem Vulkan!«

Überflüssig zu sagen, daß auch die Gespräche im Oktagon wie in den einzelnen Zimmern sich hauptsächlich um diesen Gegenstand drehten. Bei Rudi Thomas, dem führenden Lebewann der Redaktion, war dieses Brauchtum so notorisch, daß Frau Milada Kratochvil – eine behäbige Tschechin mittleren Alters, die seltsamerweise der Inseratenabteilung vorstand – das Zimmer des Vizechefs nie anders als mit den stereotypen Worten betrat: »Von was wird gerädet? Vom Väägeln!« Sie sagte es ohne aufzublicken, sie sagte es auch, als einmal im Fauteuil gegenüber dem Schreibtisch eine distinguierte Dame saß, in der sie zu spät die Gräfin Nostitz erkannte, Tochter des Verlagsgründers Heinrich Mercy, Mitbesitzerin des Betriebs und somit auch ihre, Milada Kratochvils, Brotgeberin. Thomas erlebte, die dicke Milada entflohe kreischend, die Gräfin gab sich den Anschein, nichts gehört zu haben, und der Zwischenfall blieb ohne Folgen.

Ich selbst kam mit dem »Prager Tagblatt« Ende der Zwanzigerjahre in Berührung, beinahe von der Schulbank weg, einige Jahre nachdem ich mit meiner Familie aus Wien nach Prag übersiedelt war und knapp nach meinem Durchfall bei der Matura. Die Leitung der Kulturredaktion lag damals in den Händen Max Brods. Er hatte ein paar Gedichte und Kurzgeschichten von mir angenommen, lud mich zu einer Besprechung ein und stellte mich dem Chefredakteur Dr. Blau vor, der an meinen Beiträgen Gefallen fand und mich zur ständigen Mitarbeit aufforderte (sie gedieh nach und nach zu einer regelrechten Redaktionstätigkeit und später zum Posten eines Wiener Kulturkorrespondenten).

Rudi Thomas, der geschäftsführende Stellvertreter Dr. Blas, dem ich zur weiteren Verwendung übergeben wurde, wollte mir offenbar die Lyrik und die ganze Literatur abgewöhnen und einen Reporter aus mir machen. »Auf Rotationspapier gehört sich keine Kunst«, pflegte er zwischen halbgeöffneten Lippen hervorzusäuseln. Er sprach immer sehr leise, aber mit unüberhörbarem Nachdruck und in

ebenso unüberhörbarem Pragerisch, also unter sorgfältiger Umgehung jeglichen Umlauts. Die Wendung »gehört sich« war übrigens kein transitiv verstümmeltes »gehört«. Thomas wollte nicht etwa sagen, daß Kunst nicht auf Rotationspapier gehört. Er meinte tatsächlich, daß dergleichen eine Ungehörigkeit im Sinne schlechter Manieren sei, und er meinte das im Interesse des Rotationspapiers, nicht der Kunst. Für die hatte er nicht viel übrig. Der Journalismus ging ihm über alles, und vollends vor den Jüngern der Literatur empfand er keinerlei Hochachtung.

Sie waren – was dem Niveau und dem Ansehen des »Prager Tagblatts« nicht geschadet hat – unter den Angehörigen der Redaktion zahlreich vertreten, jeder zweite konnte sich mit einer Buchpublikation ausweisen, auch ich durfte mich mit meinem Erstlingsroman vom »Schüler Gerber« alsbald zu ihnen zählen, und schließlich war es auch bei Otto Rosenfeld soweit, dem schon erwähnten Neffen des gleichnamigen Kaffeehändlers. Nachdem er den Senf aus seinem Namen eliminiert hatte, veröffentlichte er unter dem Pseudonym Otto Roeld einen Roman und stellte sich mit einem Widmungsexemplar bei Thomas ein.

»Du darfst aber mit mir auch in Zukunft wie mit deinesgleichen verkehren«, ließ er sich nach der Überreichung leutselig vernehmen.

Thomas maß ihn mit einem geringschätzigen Blick:

»Das könnt dir so passen«, sagte er.

In Wahrheit sagte er, wie es das Prager Deutsch erheischte, nicht »könnst«, sondern »möcht«, ja er sagte, genau genommen, »mecht« und fügte noch ein halblautes »du Bleedian« hinzu.

Mit geradezu pedantischer Korrektheit wurde die Vermeidung der Umlaute von Professor Ludwig (»Lutz«) Steiner betrieben, dem hauptamtlichen Leitartikler des Blattes, einem Mann von immensem Wissen und integrierter Geistigkeit. Er erfreute sich der persönlichen Zuneigung des großen Zeitungshassers Karl Kraus, der wohl um seinetwillen dem

»Prager Tagblatt« eine gewisse Schonung angedeihen ließ und in vertrautem Kreis die Sprechweise Professor Steiners hinreißend kopieren konnte.

Was diese Sprechweise betraf, so hatte es mit ihr eine eigene und keineswegs oberflächliche Bewandnis. Ihre komischen Effekte standen in unverkennbar selbstparodistischem Gegensatz zu der präziösen, barock verschnörkelten Terminologie des Sprechers, der einerseits durch übertriebenen Phrasengebrauch, andererseits durch denkbar ausgefallene Redewendungen gegen die Verödung und Sinnentleerung der Umgangssprache Front machte. Alltäglichem begegnete er mit langen, genüßlich skandierten Zitaten aus den Werken lateinischer und griechischer Autoren, wußte auch die deutsche Literatur von den Merseburger Zaubersprüchen bis hin zum »heheren Verwaltungsbeamten Geethe« jederzeit einzusetzen und alliterierte aus eigenem drauflos, daß es eine Lust war. Seine Lieblingsfloskeln lauteten: »Wie man zu sagen pflegt«, »... betone ich« und »... mechte ich einflechten«, und er gebrauchte sie grundsätzlich nur dort, wo sie nicht hinpaßten. Wenn er etwas »betonte«, war es eine Grußformel oder die Mitteilung, daß heute schönes Wetter sei; wenn er etwas »einflocht«, stand das vorgeblich Eingeflochtene allein auf weiter Flur; und wenn er einer Aussage sein »Wie man zu sagen pflegt ...« nachschickte, handelte es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um etwas nie zuvor Gesagtes.

Auf seine Grußformeln verwendete er nuancierten Bedacht. Angehörige des Setzerei-Personals begrüßte er mit einschlägigen Fachausdrücken: »Fette Garmond, betone ich!« oder »Einzug links!«, den für die Titelei zuständigen Redakteur mit »Vier Cicero dreispaltig!«, und für die Verfasser der im jeweils heutigen Blatt erschienenen Beiträge hatte er ein anerkennendes: »Mit Genuß und Belehrung gelesen!« Auf Kriegsfuß stand er mit dem in Österreich und den Nachfolgestaaten populären Gruß »Habe die Ehre«, nachlässig »Habbedjehre« ausgesprochen und meistens zu einem bloßen »Djehre« verkürzt. Das kränkte ihn. Im Be-

streben, den zu kurz gekommenen Anfang des Grußes wieder in Geltung zu setzen, grüßte er seinerseits nur mit einem barsch hervorgestoßenen »Habbe«, das vom Begrüßten durch ein automatisches »Djehre« ergänzt wurde.

Zu einer versöhnlicheren Haltung den Umlauten gegenüber ließ er sich auch in fremden Sprachen nicht verleiten. Eines frostigen Wintertages kam er aus seinem Zimmer herausgestürzt, schüttelte die Fäuste gen Himmel und rief:

»J'accuse! Bei mir ist nicht geheizt!«

Selbstverständlich rief er »J'akkies«, und daß er zur Bekanntmachung eines so banalen Tatbestands das pathetische Anklagewort Emile Zolas heranzog, gehörte schon wieder zu seinen selbstironischen Tendenzen.

Die Geschichte, wie er zum »Prager Tagblatt« kam, ist für beide Teile gleichermaßen typisch. Professor Steiner hatte am Heinrichsgymnasium, einer der wenigen nach dem Ersten Weltkrieg noch übriggebliebenen deutschsprachigen Mittelschulen, Latein und Griechisch unterrichtet. Die Seitenfront des Gymnasiums lag parallel zur Seitenfront des »Tagblatt«-Gebäudes, mit einem schmalen Quergäßchen dazwischen, und wenn die wärmere Jahreszeit begann, öffnete man in beiden Häusern die Fenster. So kam es, daß die Insassen der günstig gelegenen Redaktionsräume auf den seltsamen Pädagogen aufmerksam wurden, der da in einem nah gegenüberliegenden Klassenzimmer seiner Lehrtätigkeit oblag, und sie taten, was sonst nur Sache der Schüler war: sie folgten dem Unterricht. Bald hatten sie heraus, daß jeder Schüler mit einem Spitznamen versehen war, daß immer wieder wilde Heiterkeitsausbrüche erfolgten und daß es der würdigen Lehrperson auf dem Katheder weniger um Würde ging als vielmehr (eigener Aussage zufolge) darum, »nicht nur zu belehren, sondern auch zu unterhalten«.

Dieses Prinzip erstreckte sich sogar auf die sonst so gefürchteten »Klassenbuch-Eintragungen«, schriftlich festgehaltene Rügen, die dem mangelnden Wohlverhalten des Schülers galten; sie konnten zu einer schlechten, das Jahres-

zeugnis verunstaltenden Betragensnote, zu Karzerstrafen und im Häufungsfall zum Ausschluß aus der Anstalt führen. Bei Professor Steiner taten sie nichts dergleichen, da er sie lediglich vortäuschte und den Text der fiktiven Eintragung unter lautem Jubel vorlas:

»Die Schielerin Natscheradetz beschäftigt sich mit der Lektüre fragwürdiger Gazetten« (sie hatte unter der Bank ein Modejournal gelesen), »wird von mir ertappt und versucht durch teerichtiges Winseln meiner gerechten Empeerung zu entrinnen.«

Oder es vollzog sich die Einführung Ovids in den Lateinunterricht etwa folgendermaßen:

»In unserem Lehrplan erscheint nunmehr Publius Ovidius Naso, wahrlich ein bedeitender Publizist und mit Genuß zu lesen. Es beginne ... in gemächlichem Plaudertone ... aus beiden Backen Bleedheit blasender Bloch!«

Als die an den Fenstern versammelten Redakteure das hörten, stand es fest, daß man Professor Steiner »ins Blatt« bekommen müsse, und kurz darauf vertauschte er das Katheder mit einem Redaktionsstuhl.

Weder er selbst noch das »Prager Tagblatt« hatten es je zu bereuen. Seine weithin beachteten, auch im Ausland vielfach zitierten Leitartikel waren Musterbeispiele einer – wie man zu sagen pflegt – »sorgfältig ausgewogenen Gesinnung: halb revolutionär, halb reaktionär« (und in Wahrheit von echtem Liberalismus geprägt). Er schrieb sie auf eigens zugeschnittenem Papier, in gestochener Kurrentschrift und immer genau auf die Zeile lang genug, um die linke Spalte der ersten Seite zu füllen.

Eines Tages jedoch wurde die jahrelang erprobte Berechnung an einer neuen Setzmaschine zuschanden, deren Bleileiste für den Schriftgrad »Petit auf Borgis« um eine Kleinigkeit breiter geraten war als üblich – was sich im Satz zu einem Überschuß von sechs Zeilen summierte.

Verstört und verschreckt vom Noch-nicht-Dagewesenen, kam aus der Setzerei der Oberfaktor angekeucht:

»Herr Professor ... etwas Furchtbares ... der Leitartikel ist um sechs Zeilen zu lang ... was machen wir da?«

Professor Steiner wußte augenblicklich Rat:

»Die sechs Zeilen im Ibersatz stehlassen und fir den morgigen Leitartikel aufheben!«

Zu seinem umfassenden Bildungsgut gehörten nicht nur die ständig zitierten Klassiker (bis tief ins Altertum hinein) – er war auch ein Liebhaber und wohlbeschlagener Kenner der deutschen Volksmärchen, aus denen zu zitieren er allerdings nur selten Gelegenheit fand. Eine solche bot ihm der als Redaktionsvolontär beschäftigte Leo Baum, Sohn des zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Dichters Oskar Baum und seiner geringen Körpergröße wegen »der kleine Baum« geheißenen (einen andern kleingewachsenen Externisten, der auf den ähnlich klingenden Namen Flaum hörte, nannte Professor Steiner, schon um Verwechslungen vorzubeugen, den »niedrigen Flaum«). Leo Baums Tätigkeit bestand vor allem darin, die vielen einlaufenden Zeitungen auf etwa zu recherchierendes oder anderweitig interessantes Material zu lesen, die betreffende Nachricht auszuschneiden und die kontrollierten Exemplare in den für sie vorgesehenen Regalen abzulegen. Eines Nachmittags fehlte plötzlich ein großer Teil des Einlaufs und war trotz Baums lärmender Suche auch am nächsten Tag nirgends aufzufinden – bis Professor Steiner den irrtümlich in sein Zimmer geratenen Stoß entdeckte. Er eilte spornstreichs ins Oktogon und trompetete:

»Wo ist das Beimchen, das die gestrigen Blätter hat gewollt?«

Ich habe den Ausdruck »trompeten« nicht allein deshalb verwendet, weil er im vorliegenden Fall die Stimmlage Professor Steiners am besten charakterisiert, sondern weil er auch in seiner konkreten Bedeutung zum Betrieb des »Prager Tagblatts« gehört hat. Einer der Redaktionsdiener, Bečvár d. Ä., hatte einstmals beim k. u. k. Infanterieregiment Nr. 28, dem Prager Hausregiment, als Kompanietrompeter gewirkt

und liebte es, sich während der schwachen Redaktionsstunden dieses Wirkens – vielleicht auch der alten Zeiten überhaupt – in melodischen Träumereien zu erinnern. Wer am Vormittag die Redaktion betrat, durfte nicht überrascht sein, wenn ihm statt eines stilvollen Geklappers von Schreibmaschinen Fučíks berühmter Achtundzwanzigermarsch entgegenklang, von Vater Bečvár auf der Trompete geblasen.

Als späterhin Sohn Bečvár für den Redaktionsdienst abgerichtet wurde, lautete der erste väterliche Ratschlag (den er mir aus gegebenem Anlaß verriet):

»Laß dich nicht hetzen, Josef. Wenn einer wirklich was braucht, wird er's auch zweimal und dreimal sagen. Nur beim Würstelholen – da muß es gehen ruck-zuck!«

Ebensowenig wie Bečvár darf sein dienstälterer, noch aus der Ära Tschuppik stammender Kollege Reisner übergangen werden, ein Veteran von stiller, nachdenklicher Wesensart, den man mehrmals beim Lesen von Büchern und sogar bei Theaterbesuchen beobachtet hatte. Das mochte dazu geführt haben, daß Tschuppik, als er sich einmal vom damaligen Direktor des Deutschen Theaters despektierlich behandelt fühlte, auf einen ungewöhnlichen Racheakt verfiel: zur nächsten Premiere, Lessings »Minna von Barnhelm«, entsandte er den Redaktionsdiener Reisner als Kritiker. Reisner zog sich mit Anstand aus der Affäre und schloß seine Besprechung (die unverändert im Druck erschien) mit dem denkwürdigen, alsbald zum Zitat avancierten Satz:

»Solche Stücke sollten öfters geschrieben werden.«

Wie man sieht, standen die Redaktionsdiener des »Prager Tagblatts« an schrulliger Eigenart kaum hinter den Redakteuren zurück – unter denen Professor Steiner zwar ganz gewiß das größte, aber bei weitem nicht das einzige Original war.

Da gab es den Nachtredakteur Karl Eisner, einen Fanatiker der Titel-Perfektion, der zumal für den »Aufmacher« mindestens dreißig Überschriften entwarf, ehe er, nach penibler Auszählung der Lettern und Zwischenräume, die richtige

gefunden hatte. Während dieser Zeit war er nicht ansprechbar. Im dunklen Hintergrund seines Zimmers hockte ein Taubstummer, den er irgendwo aufgelesen hatte, und versorgte ihn mit Kaffee.

Da gab es den schon ein wenig betagten und nicht eben rührigen Lokalreporter Max Heller, ein besonders häufiges Opfer der »Schrapnelle«, die Chefredakteur Blau aus der Abgeschiedenheit seines Throngemachs auf die Redakteure losließ – kleine Zettel mit Anfragen, warum dies oder jenes unterblieben wäre, mit Mahnungen, dies oder jenes zu recherchieren, mit Lob und Tadel je nachdem, und alles in einer unleserlichen Stenographie, so daß auf Kosten der Redaktion ein eigener Entzifferer engagiert wurde. Über dem Schreibtisch des geplagten Max Heller aber prangte, eingerahmt und in der Zierschrift eines Kalligraphen, ein beruhigendes Goethe-Zitat:

Zwischen oben, zwischen unten  
Schwebe ich zu muntre Schau.  
Ich ergötze mich am Bünthen,  
Ich erquicke mich am Blau.

Da gab es den trinkfreudigen Bohemien Michal Mareš, Jugendfreund Jaroslav Hašek, deutsch und tschechisch dichtend und hauptberuflich Selchmeister, was ihm den Gebrauch einer Visitenkarte mit dem folgenden, an Hans Sachs gemahnenden Text ermöglichte:

Michal Mareš, welcher  
Dichter ist und Selcher.

Eines Nachts, auf einem unserer Streifzüge durch seine Stammkneipen, leerte er ein bis zum Rand mit Arrak gefülltes Porzellangefäß, blickte mir tief in die Augen und sagte, ohne daß ich ihn irgendwie provoziert hätte:

»Ich bin kein Antisemit, weißt du. Aber das einzige, was die Juden wirklich erfunden haben, ist das kleine Bier.«

Und da gab es noch viele, viele andere, die es längst nicht mehr gibt und nicht mehr geben könnte, selbst wenn es das »Prager Tagblatt« noch gäbe. Ich habe es eingangs mit der Bezeichnung »alt« versehen. Sie will auf keinen Gegensatz zu einem nichtexistenten »neuen« hindeuten, sie hat sich mir unwillkürlich aufgedrängt, vielleicht weil meine Erinnerungen so lange zurückliegen, vielleicht weil ich meinerseits sehr jung an Jahren war, als ich zum »Prager Tagblatt« kam. Es könnte allerdings auch sein, daß dem »Prager Tagblatt« schon damals (und vermutlich seit jeher) etwas Altehrwürdiges anhaftete. Oder etwas Altmodisches. Aber das liefe, zumal aus heutigem Rückblick, auf eins hinaus. Und so mögen am Ende dieses Rückblicks nochmals die Worte stehen, die an seinem Anfang standen: Nie wieder ...

Der Untergang des Abendlandes  
in Anekdoten

Im Grunde ist dieses ganze Buch ein Buch vom Kaffeehaus. Selbst die erhabene Gestalt der Tante Jolesch, die niemals in einem Kaffeehaus gesichtet wurde, hat etwas von ihm abbekommen ...

»Ein brillant geschriebenes Buch, das vor Anekdoten aus allen Nähten platzt und in seiner weisen Komik doch ein Buch der Wehmut darstellt.«

*Otto F. Beer*

dtv  
www.dtv.de

ISBN 978-3-423-01266-9  
9 783423 012669  
€ 9,90 [D] € 10,20 [A]